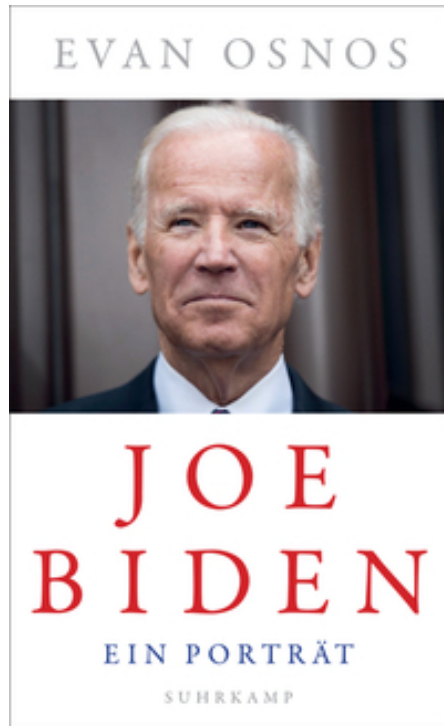


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Osnos, Evan
Joe Biden

Ein Porträt

Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff und Stephan Gebauer

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42999-0

SV

Evan Osnos

Joe Biden

Ein Porträt

Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff
und Stephan Gebauer

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
Joe Biden. The Life, the Run, and What Matters Now
bei Scribner (New York).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2020

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2020

© Evan Osnos 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Matt Rourke/picture alliance/AP Images

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42999-0

Inhalt

Prolog	11
1. Annus horribilis	17
2. Was nötig war	43
3. »Werde erwachsen«	69
4. Der Vize	93
5. Gesandter	119
6. Der Glückliche und der Unglückliche . .	153
7. Kampf um die Seele	181
8. Eine Präsidentschaft planen	215
<i>Dank</i>	251
<i>Zu den Quellen</i>	253

*Für meine Mutter Susan, die mich lesen lehrte;
und für meinen Vater Peter, der mich schreiben
lehrte.*

People pay for what they do, and, still more,
for what they have allowed themselves to become.
And they pay for it very simply: by the lives they lead.
James Baldwin, No Name in the Street

Du bist ein sel'ger Geist, ich bin gebunden
Auf einem Feuerrad, das meine Tränen
Durchglühn wie flüssig Blei.
Shakespeare, König Lear

Prolog

12. Februar 1988

Ein fünfundvierzigjähriger Mann – ein Weißer und Vater von drei Kindern – wacht auf dem Boden seines Hotelzimmers auf. Er schaut auf die Uhr und stellt fest, dass er offenbar fünf Stunden lang bewusstlos war. Er kann seine Beine kaum bewegen und weiß nicht, was mit ihm geschehen ist. Er erinnert sich nur an einen heftigen Schmerz, der ihn getroffen hat wie ein Blitz: Er hatte in Rochester im Bundesstaat New York eine Rede gehalten und wurde bei der Rückkehr in sein Hotelzimmer von einem Gefühl überwältigt, als würde sein Schädel mit einem Beil gespalten. Monate lang hat er sonderbare stechende Kopf- und Nackenschmerzen ignoriert und mit Paracetamol unterdrückt. Er hat diese Beschwerden auf die groteske Überanstrengung im Rennen um eine Präsidentschaftskandidatur zurückgeführt, und obendrein ist er auch noch Vorsitzender des Rechtsausschusses des Senats. Seine Kandidatur hat mit

einer peinlichen Niederlage geendet, die, wie er sich eingestehen musste, auf seine Arroganz zurückzuführen war. Aber die Kopfschmerzen sind geblieben.

Der Mann schleppt sich zum Bett. Es gelingt ihm, seinen Assistenten zu verständigen, und er wird in seinen Heimatstaat Delaware geflogen, wo die Ärzte ein Aneurysma im Gehirn feststellen, eine Erweiterung einer Arterie. Seine Überlebenschance ist so gering, dass ein Priester herbeigerufen wird, der ihm die letzte Ölung gibt, noch bevor seine Frau an seine Seite eilen kann. In den folgenden Stunden wird er in aller Eile durch einen dichten Schneesturm zu einer Notoperation nach Washington gebracht. Der Chirurg warnt, dass ihn der Eingriff sein Sprachvermögen kosten kann. »Ich wünschte, das wäre mir letzten Sommer passiert«, antwortet der Mann, der seinen Humor offenbar nicht verloren hat.

Es folgen ein zweites Aneurysma, weitere Operationen und weitere Komplikationen. Für drei Monate ist er an ein Krankenhausbett gefesselt. Das Scheitern seiner Präsidentschaftskandidatur hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet: Wäre er weiter unterwegs gewesen, wäre er kreuz und quer durch New Hampshire gereist und hätte die

Symptome ignoriert, wäre er jetzt möglicherweise nicht mehr in dieser Welt. Am Tiefpunkt seines Leidenswegs sagt ein Arzt zu ihm, er sei ein »Mann mit Glück«. Es vergehen sieben Monate, bevor er wieder aufstehen und an die Arbeit gehen kann. Dem ersten Publikum, vor das er tritt, sagt er, das Leben habe ihm »eine zweite Chance« gegeben.

Mehr als dreißig Jahre, nachdem Joe Biden um ein Haar in jenem Hotelzimmer gestorben wäre, bleibt dieser Augenblick in der Liste der offiziellen Meilensteine seiner politischen Biografie oft unerwähnt. Aber dieser Augenblick enthält das definierende Muster seines Lebens: Es ist eine Reise voller unerwarteter Wendungen des Schicksals, einige davon unglaublich glücklich, andere fast unvorstellbar grausam. Bidens Ehrgeiz, die höchsten Stufen der Macht zu erklimmen, treibt seinen Aufstieg seit mehr als fünf Jahrzehnten an. Er war kaum zwanzig Jahre alt, als ihn die Mutter seiner damaligen Freundin Neilia Hunter (die später seine erste Frau wurde) nach seinen beruflichen Zielen fragte. »Präsident«, sagte Biden. »Präsident der Vereinigten Staaten.«

Seine politische Laufbahn machte ihn zum Zeugen und Protagonisten bedeutender Wendepunk-

te der modernen amerikanischen Geschichte, darunter einige prägende Konflikte über Race, Geschlecht, Verbrechen, Gesundheit, Kapitalismus und Sozialstaat. Er beging Fehler, erklärte seine Beweggründe und bezahlte den Preis. Ein ums andere Mal strafte er jene Lügen, die seine Karriere für beendet erklärten – und fand sich zu seinem eigenen Erstaunen in einer historischen Präsidentschaftskandidatur an der Seite Barack Obamas wieder. In seiner Rede auf dem Parteitag der Demokraten im Jahr 2008 erklärte er: »Fehlschläge im Lauf des Lebens sind unvermeidlich, aber aufzugeben ist unverzeihlich.«

Als Vizepräsident – in der Funktion, über die in Washington mehr gespottet wird als über jede andere – wirkte Biden oft wie ein Mann, der sein Glück kaum fassen kann. Nach den schweren Prüfungen, die er in seinem Leben hatte bestehen müssen, hatte er kaum noch das Bedürfnis nach selbstgefälliger Würde. In einem privaten Gespräch fragte ihn ein britischer Minister, wie er ihn anreden solle. Biden sah sich theatralisch in beide Richtungen um und sagte: »Sieht so aus, als wären wir allein. Warum nennen Sie mich also nicht Herr Präsident, und ich spreche sie als Herr Premierminister an?«

Nach all den Jahren trägt dieser politische Veteran Narben aus so vielen Kämpfen, dass seine Gegner und sogar einige seiner Anhänger im Jahr 2019 kaum nachvollziehen konnten, dass er sich auf eine weitere Kandidatur einließ. Und dann strafte er einmal mehr alle Prognosen Lügen und sicherte sich die Nominierung als Präsidentschaftskandidat der Demokratischen Partei. In einer Auseinandersetzung, die von so großer Bedeutung für die Zukunft der Vereinigten Staaten war, dass die gewohnten Klischees von der wichtigsten Wahl unseres Lebens wie eine Untertreibung wirkten, stand er nun Donald Trump gegenüber. Sie kämpften um ein Amt, dessen Status als wichtigste politische Funktion in der freien Welt nicht mehr unangefochten war.

Die Umstände eines erfüllten Lebens und eines bedrohten Landes rückten ihn in den Mittelpunkt einer amerikanischen Abrechnung und weckten daheim und im Ausland das Bedürfnis, rasch herauszufinden, was diesen Mann geprägt hatte, was er dachte, was er vorzuweisen hatte und woran es ihm mangelte. In dem Augenblick, als seine Nation vor den Augen der Welt am Boden lag, kam Joe Bidens historischer Moment.

I. Annus horribilis

Besonders beliebt sind die in den hügeligen Wäldern des Brandywine Valley gelegenen Villenvororte Wilingtons bei den Erben der Chemiefabrikanten-Dynastie der du Ponts. Ihre abgeschiedenen Herrenhäuser und Parks sind über eine Gegend verstreut, die auch als Chateau Country von Delaware bekannt ist. Gemessen daran nimmt sich das Anwesen von Joe Biden und seiner Frau Jill geradezu bescheiden aus: Sie leben auf einem anderthalb Hektar großen, leicht abschüssigen Grundstück an einem kleinen See.

Neunundneunzig Tage vor der Wahl biege ich in die Einfahrt der Bidens ein. Um eine Ansteckung zu vermeiden, hat mich sein Betreuerteam in einem Nebengebäude untergebracht, das knapp hundert Meter vom Haupthaus entfernt ist. »Willkommen im Haus meiner Mutter!«, ruft Joe Biden von der Treppe herauf, bevor im nächsten Augenblick sein weißer Schopf im Blickfeld auftaucht. Biden erreicht das Obergeschoss. Er trägt ein adrettes blaues Anzugshemd, dessen Ärmel er bis

zu den Ellbogen hochgekremgelt hat, und eine blütenweiße N95-Maske. Zwischen den Hemdknöpfen steckt ein Kugelschreiber.

Drei Wochen vor dem Parteitag der Demokraten, auf dem Biden offiziell zum Präsidentschaftskandidaten gekürt werden wird, lautet die Schlagzeile der *Washington Post*: »Amerikas Stellung in der Welt auf einem Tiefpunkt.« Die Zahl der Todesopfer der Corona-Pandemie ist mittlerweile auf fast 150 000 gestiegen, das Dreifache der amerikanischen Verluste im Vietnamkrieg. Die Wirtschaft ist schneller eingebrochen als je zuvor in der Geschichte der Vereinigten Staaten. In Portland, Oregon, beschießen Bundesbeamte in nicht gekennzeichneten Uniformen Demonstranten mit Tränengasgranaten, und Donald Trump bezeichnet die Teilnehmer an den Protestkundgebungen als »kranke und geistig verwirrte Anarchisten und Agitatoren«. Auf Twitter warnt der Präsident, die Demonstranten würden »unsere amerikanischen Städte zerstören und Schlimmeres anrichten«, sollte »Sleepy Joe Biden, die Marionette der Linken, jemals siegen. Die Märkte würden zusammenbrechen, und die Städte würden brennen.«

Der Mann, der zwischen den Amerikanern und vier weiteren Jahren Trump steht, scheint sich

über meinen Besuch zu freuen. Im eigenartigen Sommer des Jahres 2020 wirkt Bidens Heim würdevoll und abgeschieden wie ein Kloster. Das mit keltischer Symbolik (grüne Fensterläden, Distelmuster auf den Dekokissen) übersäte Häuschen dient zugleich als Hauptquartier des Secret Service, und kräftige Männer mit Pistolenhalftern gehen möglichst unauffällig ein und aus. Biden lässt sich mir gegenüber auf einem Sessel nieder und breitet die Hände zu seinem sozial distanzierteren Gruß aus. »Die Ärzte führen hier ein strenges Regiment«, erklärt er.

Später an diesem Tag wollen die Bidens im Kongress dem vor Kurzem verstorbenen John Lewis aus Georgia die letzte Ehre erweisen, einem Vorkämpfer der Bürgerrechtsbewegung, der seinerzeit beim Marsch in Selma, Alabama, von Polizisten attackiert worden war und einen Schädelbruch erlitten hatte und sich später den Beinamen »Gewissen des Kongresses« erwarb. Ein seltener Ausflug, denn seit dem Covid-19-Shutdown im März hat Biden sich überwiegend zwischen seiner gartenseitigen Veranda, wo er per Zoom an Spendenveranstaltungen teilnimmt, einem Fitnessraum im Obergeschoss und dem Freizeitzimmer im Keller bewegt, wo er vor einem

Bücherregal und einer gefalteten Flagge Fernsehinterviews gibt. Seine Wahlkampforganisation ist auf die Privatwohnungen von rund 2300 Mitarbeitern verstreut.

Noch bevor ich eine Frage stellen kann, erzählt er mir die Geschichte des Gebäudes, in dem wir sitzen. Als sein Vater Joe im Jahr 2002 erkrankte, renovierte Biden das Souterrain des Haupthauses und brachte dort seine Eltern unter. »Gott hab ihn selig, er lebte nur noch etwa ein halbes Jahr«, sagt er. »Ich dachte, meine Mutter würde weiterhin bei uns im Haus wohnen.« Aber sie hatte andere Vorstellungen. (Bidens 2010 verstorbene Mutter, deren Mädchenname Jean Finnegan war, spielt eine herausragende Rolle in seiner Version der Familiengeschichte. Er erinnert sich noch an ihre Reaktion, als ihn in der Grammar School eine Nonne wegen seines Stotterns verspottete. Seine Mutter, eine gläubige Katholikin, stattete der Nonne einen Besuch ab und sagte zu ihr: »Wenn Sie noch einmal so mit meinem Sohn sprechen, komme ich wieder und reiße Ihnen das Häubchen vom Kopf.«)

Nachdem sein Vater gestorben war, machte seine Mutter Biden einen Vorschlag: »Sie sagte: ›Joey, wenn du mir ein Haus baust, werde ich hier